

Vendramina Z.

«In meiner Heimat wäre ich genauso fremd»



Vendramina Z., f., geboren 1938, aus Treviso/Italien, seit 1955 in der Schweiz

Wie hast du
in Italien gelebt?

Ich komme aus einem kleinen Bauerndorf, damals war nicht einmal die Strasse geteert, fast alle haben gebauert. Mein Vater arbeitete bei der Elektrizität. Wir waren eine ziemlich grosse Familie: Vater, Mutter, mein Grossvater lebte noch, wir waren drei Schwestern und drei Brüder. Wir hatten ein grosses, dreistöckiges Haus und einen grossen, schönen Garten. Meine Mutter bezog alles aus diesem Garten. Hinter dem Haus hatte sie den Kaninchenstall und ein Schwein.

In der Nähe war die Filanda-Fabrik. Filanda, Seidenraupen, sind sehr kleine Tierchen, die man kaum sieht. Man kauft sie, hält sie in den Bauernhäusern an der Wärme und schaut, dass sie bestimmte Blätter fressen, die man fein schneiden muss. Als Kind ging ich immer zu den Bauern, um ihnen dabei zu helfen. Wenn sich die Seidenraupen entpuppt hatten, brachten die Bauern sie in die Fabrik. Wir drei Schwestern arbeiteten später in dieser Seidenraupenfabrik. Man musste den ganzen Tag mit siedend heissem Wasser arbeiten, am Abend hatte man weisse Hände. Die zwei Kilometer zur Fabrik fuhren wir mit dem Velo. Sommers wie winters trugen wir Holzoccoli.

Mein Grossvater war eine wichtige Bezugsperson für mich. Er war ein kleiner, gebückter Mann mit einem Stock, sehr intelligent. Sie riefen den Grossvater immer, wenn jemand im Sterben lag oder wenn jemand eine Spritze machen musste oder wenn jemand «teilen» musste – früher ging man nicht sofort zum Anwalt, sondern suchte nach einer gütlichen Regelung. Der Grossvater bewohnte hinter unserem Haus ein kleines Haus, er hatte viele verschiedene Obstbäume und Hühner. Er ging jeweils mit einem Körbchen Eier ins Lädeli, um sie zu

verkaufen. Das Geld hatte er immer im Portemonnaie. Kurz bevor er starb, sagte er zu meiner grossen Schwester, er hätte noch einen Wunsch: ob sie das Bügeleisen warm machen könne, sie müsse ihm diese Tausendernötli glätten, er habe ziemlich viel Eiergeld.

Musstest du als Kind mithelfen im Haushalt? Nicht sehr, weil ich die Jüngste von sechs war. Mein Hobby war immer Nähen. Ich wollte auch immer Schneiderin werden. Ich half der Mutter beim Nähen, beim Waschen oder im Garten.

Welche Schulen hast du besucht? In unserem Dörfchen gab es eine ganz kleine Schule, die man bis zur 6. Klasse besuchen konnte. Ich ging nicht gerne in die Schule. Ich machte jeden Morgen ein Theater. Meine Mutter hatte es schwer mit mir. Ich ging bis zur 4. Klasse, und dann kam der Lehrer zu uns nach Hause und sagte zu meiner Mutter, es mache keinen Sinn, ich würde nicht lernen, ich wolle auch gar nicht lernen, und fertig. Damals hatte man auch Geld nötig. Mein Vater meinte: «Gut, dann soll sie in die Filanda-Fabrik, da verdient sie Geld.» Ich ging also nur bis in die 4. Klasse.

Mit dreizehn oder vierzehn begann ich also in der Filanda zu arbeiten und blieb dort, bis ich sechzehn war. Man musste gute Augen haben, es war eine schöne, interessante Arbeit, aber man schwitzte den ganzen Tag. Wenn um halb sechs die Sirene losging, war Feierabend, und man ging nach Hause in den Garten. Die Mutter machte eine riesige Schüssel Salat, und man bekam noch ein gekochtes Ei. Meine Mutter war eine sehr gute Köchin. Am Samstag hat sie jeweils ein Hühnchen gemetzget, und das war unser Sonntagessen.

Welche Rolle spielte die Religion? Man war einfach katholisch und ging jeden Sonntagmorgen zweieinhalb Kilometer zu Fuss in die Kirche, weil unser Dörfchen keinen Pfarrer hatte. Einmal hatte ich etwas Lippenstift aufgetragen, und ich hätte Kommunion machen sollen. Man musste sich hinknien, dann kam der Pfarrer und hat gegeben, gegeben und gegeben, und mich hat er übergangen. Ich fragte mich, was los sei. Ich wartete, bis er noch einmal die Runde machte, und prompt übergang er mich noch einmal. Zu Hause erzählte ich der Mutter, dass er wohl meiner roten Lippen wegen so reagiert habe. Damals war die Kirche eben noch sehr streng. Wir mussten lange Ärmel, lange Röcke und eine Kopfbedeckung tragen. Man ging jeden Sonntag in die Kirche, alle zwei, drei Wochen am Samstag beichten und nahm am Sonntag das Abendmahl.

- Welche Werte vermitteltel euch die Eltern? Von meinem Vater hatte ich nicht viel, er ging morgens aus dem Haus, kam abends wieder und sagte dann nicht mehr viel. Damals war auch Krieg, da hatten sie noch andere Sorgen. Die Mutter war mehr da für uns. Sie sagte uns: «Das gebe ich euch mit auf den Weg: anständig sein, ehrlich sein und nie etwas kaufen, wenn ihr es nicht gerade bezahlen könnt.» Sie sagte auch immer: «Wir sind arm, aber wir sind alle zusammen gut erzogen, und ich möchte, dass ihr keine Dummheiten macht.»
- Wie erlebtest du die Kriegszeit? Plötzlich war ein Lastwagen voller Deutscher da, die sagten, sie wollten das Haus niederbrennen. Meine Mutter hiess meinen Bruder, mich und meine Schwester Maria ein paar Dörfer weiter zur Tante zu bringen, falls das Haus niedergebrannt würde. Wir blieben eine Woche bei dieser Tante. Als wir nach Hause zurückkehrten, stand es noch. Aber es war dann immer etwas los. Einmal mussten sich sechs junge Männer vis-à-vis unseres Hauses hinstellen, und alle sechs wurden niedergestreckt. Meine Mutter hatte uns ins Haus gerufen, damit wir es nicht sehen würden. Aber wir hörten den Knall. Wir weinten nur noch und hatten grosse Angst. Meine Mutter befürchtete, einer unserer Brüder sei unter den Toten, und ging nachschauen. Ich hörte sie schreien. Als sie zurückkam, erzählte sie, sie komme nicht draus. Die Männer seien zuerst niedergeschossen worden, und als sie schon am Boden lagen, sei ihnen nochmals in den Kopf geschossen worden, so dass einige unkenntlich seien. Sie schickte meinen Bruder nach draussen, um nachzusehen. Unser kleiner Bruder war nicht dabei.
- Die Ängste, die ich erlebt habe, sind geblieben. Ich wollte nachher nie allein schlafen, denn nachts kamen die Erinnerungen. Die Angst konnte mir niemand nehmen. Es war niemand da, der mir ein bisschen Liebe gegeben hätte, meine Mutter hatte zuviel zu tun. Ich hatte ein paar gute Freundinnen, denen ich von meinen Ängsten erzählte.
- Du hast vier Töchter. Wollten sie von dir wissen, wie es damals im Krieg war? Ich habe alles erzählt. Aber ich glaube, dass sie vieles nicht verstehen können, weil sie es nicht erlebt haben. Zum Beispiel auch diese Geschichte: Als etwa 15jähriges Mädchen hatte ich einen Verehrer, der immer am Sonntagnachmittag mit dem Velo vorbeikam. Weil mir das nicht passte, flüchtete ich einmal mit meiner Freundin ins nächste Dorf, der Verehrer und sein Freund fuhren hinter uns her. Im Dorf versteckten wir uns in der Kirche. Nach einer Weile gingen wir wieder hinaus, und die waren immer noch da. Nebenan gab es einen kleinen Laden, wo man Glacé und Früchte kaufen konnte. Wir gingen hinein, die zwei Burschen hinterher. Mein Verehrer fragte mich, ob er mir

eine Banane offerieren dürfe. Ich wusste gar nicht, was eine Banane war. Zu Hause hatten wir Trauben, Mirabellen, Feigen. Ich sagte zu ihm: «Vielen Dank, aber ich mag Bananen nicht.» Ich wollte mich nicht blamieren, weil ich nicht wusste, was Bananen sind. Als ich das meinen Kindern erzählte, die zum z’Vieri immer Bananen erhielten, sagten sie: «Das waren ganz andere Zeiten.»

Warum gingst du aus
deinem Dorf weg?

Zwei Brüder aus Conegliano suchten Leute, die in Deutschland Glacé machen sollten. Gelaterias waren damals ein grosser Hit. Diese Brüder kamen zu uns nach Hause und fragten meine Mutter, ob ich mitgehen dürfe. Der Vater sagte: «Ja, wenn Sie versprechen, auf sie aufzupassen.» Ich war ja erst sechzehn Jahre alt. Also ging ich 1955 und kam in eine Familie in Mannheim. Ich blieb neun Monate dort, half in der Gelateria und im Haushalt. Ich habe immer gearbeitet, gearbeitet und gearbeitet. Bis zum April half ich im Haushalt, im April ging man hinunter und arbeitete in der Gelateria, und im Oktober fuhren sie mich mit dem Auto wieder nach Hause – ohne eine Mark. Ich hatte nur Kost und Logis. Als ich zu Hause war, gaben sie mir dann ein wenig Geld, aber nur sehr wenig. Damit kaufte ich für meine Mutter und mich Stoff, um uns schöne Kleider zu nähen: meins für den Sylvesterball, denn mein Hobby war Tanzen.

Im Dezember kamen meine Schwester und ihr Mann zu uns nach Hause. Sie forderte mich auf, zu ihr in die Schweiz zu kommen und dort ihre Kinder zu hüten. Also fuhr ich im Auto von Schwester und Schwager in die Schweiz. Wir hielten in St. Gallen an und assen dort etwas. In diesem Restaurant verstand ich kein Wort, ich fragte mich, was ich wohl zu essen erhalten würde. Ich erhielt einen Riesenteller mit Kartoffelsalat und Bratwurst. Als ich die Wurst sah, kamen mir die Tränen, ich kannte das doch nicht. Doch ich hatte Hunger und ass. Dann fuhren wir nach Buchs im Kanton Zürich, und da war die Schwiegermutter meiner Schwester, ihr Mann und der Grossvater. Irgendwie habe ich immer mit älteren Leuten zu tun gehabt, ich konnte es gut mit alten Leuten, und ich habe den Grossvater gerne bekommen. Er sagte oft zu mir: «Du bist ein gutes Mädchen.» Meine Schwester hatte eine grosse Gärtnerei und ein Restaurant. Weil ich jung war und gute Beine hatte, musste ich oft im Keller Most vom Fass holen gehen. Mit den Kindern wurde ich gut fertig. In Deutschland hatte ich Hochdeutsch gelernt, doch hier musste ich mit dem Schweizerdeutsch wieder von vorne beginnen. Aber in dieser Familie war ich wie ein Familienmitglied, und so lernte ich die Sprache bald. Am Abend ging ich ins Bett und lernte: Treppe, Stäge, gradini. Ich

habe die Wörter immer auf schweizerdeutsch, deutsch und italienisch aufgeschrieben. Morgens früh wachte ich auf und überlegte mir: Was habe ich gestern gelernt? Und ich fragte immer nach: «Was heisst das, was kostet das, wie sagt man dem, und wie macht man das.» So habe ich Deutsch gelernt. Ich war noch jung, und das ging schnell.

Wie war das Leben für eine Italienerin in dieser ländlichen Gemeinde Buchs? Die Leute, die ich kannte, waren alle älter als ich. Und ich dachte, ich bringe da ein bisschen frischen Wind hinein, ich war eine lustige junge Frau. Ich war gerne gesehen. Ich sang viel. Es gab einen Weiher vis-à-vis des Hauses mit einem kleinen Hügel. Ich sass auf dem Hügel und sang italienisch. Das freute die Leute. Ich ging auch immer ins Dorf, um mit dem Kesseli die Milch zu holen. Ich sagte, «grüezi, buon giorno», schwatzte einfach immer. Aber ich wurde von allen akzeptiert, und ich hatte meine Kolleginnen, einige Österreicherinnen. Am Samstagabend fuhren wir mit dem Zug nach Otelfingen, ins nächste Dorf zum Tanzen. Nach Mitternacht kehrten wir zu Fuss nach Hause zurück. Das war unser Vergnügen.

Wie bleibst du mit deinen Angehörigen zu Hause in Kontakt? Zweimal pro Jahr ging ich mit dem Zug nach Hause. Meine Mutter war jedesmal traurig. Sie sagte immer: «Ich dachte, dass wenigstens die Jüngste zu Hause bleiben würde.»

Hast du mit deiner Arbeit etwas verdient? Die Schwiegermutter meiner Schwester fand, ich müsse etwas Lohn haben. Sie hatten es natürlich einfach mit mir, sie brauchten keine Bewilligung, weil ich zur Familie gehörte. Ich erhielt dann 230 Franken im Monat. Mein Geld brachte ich immer schön auf die Bank, weil ich ja nicht viel brauchte, ausser wenn ich nach Italien fuhr. Ich erhielt auch viel Trinkgeld, weil ich ein junges Mädchen und schnell war und alle mich gerne hatten.

Manchmal sagte ich, ich gehe jetzt wieder ganz nach Italien zurück. Ich hatte da meine Freunde, meine Schätzeli gehabt, meine Kolleginnen – ich wollte einfach nach Hause. Als ich einmal in Italien war, telefonierten sie mir aus der Schweiz, ich müsse wie der Blitz wieder kommen, es sei etwas passiert. Das sagten sie nur, damit ich wieder kam. So kam ich wieder, habe wieder dies und jenes gearbeitet, ich war nun ja bereits in verschiedenen Bereichen gut eingearbeitet. Als ich wieder einmal nach Hause gehen wollte, versteckte mein Schwager meinen Pass. So bin ich noch etwas geblieben und noch etwas geblieben und noch etwas geblieben. Und dann lernte ich im September 1960 im Restaurant meinen späteren Mann kennen, von dem ich heute geschieden bin.

Wie hast du die Zeit
der Schwarzenbach-
Initiative erlebt?

Ich kannte sie nur vom Hörensagen. Ich habe mich nicht dafür interessiert. Was mich störte, war, dass sie einen manchmal Tschinggen nannten. Ich schämte mich jeweils sehr. Weil ich immer das Gefühl hatte, ich sei ein bisschen weniger als sie. Ich dachte jedoch, das geht auch vorbei. Das waren vielleicht Leute, die nie weggegangen waren, die nicht wussten, dass ein Stück Brot in einem anderen Land zuerst verdient werden muss. Ich sagte mir, was ich habe, habe ich mit meinen zwei Händen erarbeitet.

Als was fühlst du
dich heute?

Wenn ich nach Italien ging – es ist jetzt schon ein paar Jahre her –, sagte ich jeweils: Ich gehe wieder nach Hause. Und wenn ich dann da war und mich auf die Rückreise vorbereitete, sagte ich: In ein paar Tagen gehe ich nach Hause. Ich war weder da noch dort zu Hause. Aber seit meine Kinder auf der Welt sind, denke ich, dass ich in der Schweiz zu Hause bin. Unten wäre ich genauso fremd. Es ist niemand mehr dort. Wenn ich dort bin, muss ich in meiner Erinnerung kramen: Da ist das Strässchen gewesen, da sind wir Gras holen gegangen für die Kaninchen, da war ein Bächlein. Es existiert nichts mehr.

Nigg, Heinz (1999) Da und fort. Leben in zwei Welten.
Zürich: Limmat Verlag und www.migrant.ch



Except where otherwise noted, this site is
licensed under a [Creative Commons Attribution 2.5 License](https://creativecommons.org/licenses/by/2.5/)